

Eduard Maier hatte 40 000 Funkverbindungen in all den Jahren, aktuell sind es immer noch drei bis vier an einem Tag, nach Alaska und auf die Galapagosinseln, nach Blumenau in Brasilien und Guinea-Bissau, auch bis Petropawlowsk in Kasachstan und nach Iran. Er kauert vor dem Funkgerät: nur Knacken und Rauschen – die Welt der Funkamateure, Maiers Welt, sie schweigt ihn heute an.

„Ist wohl keiner da“, sagt Eduard Maier und dreht noch weiter am Frequenzregler: Knacken, Rauschen, Knacken. Er wirkt enttäuscht.

Eduard Maier, 76 Jahre alt, sitzt im Gewächshaus seines Münchner Schrebergartens, er trägt einen Kopfhörer im weißen Haar und ein Seidentuch unter dem Hemd. Er hat eine halbe Stunde gebraucht, um vier schwarze Kästen auf den Gartentisch zu wuchten, hat die Antennenpassung mit dem Funkgerät verbunden, das Netzteil drangehängt, sein Messgerät eingeschaltet, sechs Kabelstränge gezogen, die Morsetaste angeschlossen und zum Schluss noch die Antenne in den Geräteberg versenkt. Das andere Ende der Antenne hängt im Zwetschgenbaum.

Eduard Maier könnte jetzt darüber sprechen, dass früher mehr los war im Äther. Aus jeder Ecke der Welt kamen die Signale angerast. An der Ionosphäre prallten sie ab, manchmal auch an Sternschnuppen, Polarlichtern, am Mond, und jagten weiter über Meere und Landschaften. Am Ende kamen sie zu Maier.

Maier könnte auch von seinen alten Funkerfreunden erzählen: von Jakob in Französisch-Guyana, gestorben 1985; Pedro aus Portugal, lange nichts gehört. Oder von Martin, Rufkennzeichen AF4ID, Florida. Aber Maier erwähnt sie alle nur kurz und schweigt dann einfach. „Ach, der Martin“, sagt er noch.

Eigentlich ist in Europa um die Mittagszeit immer viel los. Aber jetzt rauscht es nur aus Maiers Lautsprechern, kalt und leer. Wie aus dem Weltall.

„Germany, really“, hat der andere zurückgemorst. Fast durchgedreht ist der. Vor Glück

Maier versinkt im Gartenstuhl. Die letzten Vögel tschilpen in den Bäumen, hinter den Hecken donnern Autos vorbei, der Nachbar harkt sein Beet, der Gerätelüfter surrt. „Die Sehnsucht nach Kommunikation ist nicht mehr da“, sagt Maier. „Jeder hat sie.“ Es ist wie atmen.

Nie war Kommunikation leichter, zuverlässiger. Nie war mehr Kommunikation als jetzt. Es gibt dieses fett gemästete 24/7-Kommunikationswesen namens Internet, mit seinen dicken, pumpenden Blutbahnen: E-Mail, Facebook, Whatsapp, Twitter, Instagram, Skype. Dazu kommen noch Telefonate und SMS. Bertolt Brechts Radiotheorie ist mehr als in Erfüllung gegangen, seit er Ende der Zwanzigerjahre schrieb: „Man hatte plötzlich die Möglichkeit, allen alles zu sagen.“ Es ist interessant, wie klar Brecht schon sah: „Ein Mann, der was zu sagen hat und keine Zuhörer findet, ist schlimm dran. Noch schlimmer sind Zuhörer daran, die keinen finden, der ihnen etwas zu sagen hat.“

Mehr als 80 Jahre, nachdem Brecht diese Ur-Angst des kommunizierenden Menschen beschrieben hat, ist etwas Neues passiert: Die Menschen wünschen sich Stille. Die Sehnsucht nach Kommunikation nimmt ab. Jeder Grundschüler trägt schon glühende Smartphones mit sich herum. Es ist zu viel. Und wie das so ist mit der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen, gibt es immer noch Funkamateure wie Eduard Maier, die vor einem Geräteberg kauern, Sonnenflecken berechnen, die nachts aufstehen und sich nichts sehnlicher wünschen, als dass es doch mal fiept.

Keine Geschichte über den Amateurfunk kommt ohne vergilbte Wörter aus: Fernmeldeverträge, Morsealphabet, Überseeverkehr, Bakelit-Apparaturen, Oberpostdirektion, die war für den Amateurfunk mal zuständig. Erstaunlich, wie viel Verlässlichkeit in diesen Wörtern mit-schwingt. Als die *Titanic* sank, half ein weißrussischer Funker in New York, den Notruf weiterzuleiten.

Es soll noch 75 000 Amateurfunken in Deutschland geben, weltweit 2,5 Millionen. Sie nennen sich OM, old men, alte Männer. Prognose? Es werden weniger, sie geben nicht auf, aber sie sterben. Die Frage ist: Warum machen sie sich die Mühe?

Es rauscht immer noch aus den Lautsprechern, sonst hört man nichts. Maier dreht am Frequenzregler, pegelt die Lautstärke, zieht ein Messer aus der Hose, er spitzt seinen Bleistift nicht, er schnitzt ihn. Aus seinem silbernen Koffer kramt er noch einen Block und legt ihnen neben sich.

„Wenn ein Funksignal kommt, muss man Glück haben, dass man gerade an der Station ist“, sagt Maier. Er richtet sich auf. So wie er dasagt, sieht es ein bisschen so aus, als starrte er ins Nichts, aber das trägt. Er wartet auf die Welt.

Vor ihm liegt die Morsetaste, klein wie ein Streichholzschächtelchen. Links: Punkte, rechts: Striche. Links der kurze Stromstoß, rechts der lange. Eduard Maier telegrafiert.

Es piept und fiept, lang und kurz, kurz, kurz, lang. Ein trommelndes Fiepen, hüpfend in der Tonhöhe, ein Geräusch, das an ein Modem erinnert, obwohl dieses Geräusch ja auch schon wieder historisch ist. Du musst zuhören, dann wirst du dich wundern, was du alles verstehst, hat früher mal ein alter Funkamateureur zu ihm gesagt. Jetzt



Von seinem Münchner Schrebergarten aus funkt Eduard Maier in die Welt: CQ, CQ, ich suche dich.

FOTO: ALESSANDRA SCHELLNEGGER

Himmelsrauschen

Wer in Zeiten von Facebook noch morst, stammt aus dem Archaikum globaler Kommunikation. Eduard Maier stört das nicht, für ein warmes Fiepen aus dem Äther tut er fast alles

VON HANNES VOLLMUTH

tanzen seine faltigen Finger über die Taste, Maier funkt: CQ, CQ, seek you, seek you, ich suche dich.

Wenn Funkamateure Exoten sind, dann ist Eduard Maier ein Exot unter Exoten. Die meisten machen Sprechfunk, Maier morst. Vor ihm liegt die Morsetaste. Dah-dit-dah-dit dah-dah-dit-dah – so klingen seine Funksprüche. Was nur piepst und fiept, verbraucht kaum Strom. „Mit Telegrafie hat man viel mehr Möglichkeiten“, sagt Maier.

Am besten ist, wenn Maier mit zwei Watt nach Alaska funkt und den anderen hört, als stünde er bei ihm im Garten. Zwei Watt braucht eine elektrische Zahnbürste. „Germany, really“, hat der andere damals zurückgemorst, fast durchgedreht ist der. Wenn man ganz viel Glück hat, erwischt man auch mal die Astronauten der Internationalen Raumstation ISS. Funken ist schwierig. Das ist der Reiz.

Nach einer Funkverbindung schickt Maier eine Karte an den Kollegen am anderen Ende der Welt. Die Karten sind einerseits Leistungsnachweis, auf die man die eigene Sendeleistung notiert, den Typ seines Geräts, die Signalstärke, Name und Anschrift. Andererseits sind die Karten Jagdtrophäen, die von einem Funker-Leben erzählen. Eduard Maier hat zehn volle Alben. Er zeigt die Karten wie Kinder ihre Panini-Bilder.

Rufkennzeichen: VP9IT – Bermuda-Dreieck.

Rufkennzeichen: VP8ANT – Antarktis. Rufkennzeichen: JY1 – Amman, Jordanien, Hussein I., jordanischer König.

Rufkennzeichen: AF4ID – Florida, USA. „AF4ID, das ist der Martin“, sagt Maier. Dann schaut er weg.

Es kommt mittlerweile vor, dass er eine Karte verschickt und sie nach ein paar Wochen wieder zurückkehrt. Empfänger verstorben. In den Registrierturen der Verbände setzen sie dann „SK“ hinter den Namen, silent key, stumme Taste, tot.

Wenn Maier erzählt, purzeln manchmal die Jahrzehnte durcheinander, was aber keine große Rolle spielt, weil sowieso alles durchwachsen ist von diesem einen großen Thema: Funk.

Kommunizieren war immer schon mehr als der Austausch nackter Infoschnipsel. Es geht auch darum, sich zu versichern: Ich lebe, ich bin da. Aber anders als die erschöpften Digital-Menschen betreiben Funker einen irren Aufwand, sie ringen um jedes Signal, sie kämpfen. Manche Dinge werden erst richtig klar, wenn man dafür kämpfen muss.

Eduard Maier wird am 7. Dezember 1939 in München-Waldtrudering geboren. Als er 13 ist, Nachkriegszeit, bekommt er vom Nachbarn, einem Bastler, den alten Funkempfänger geschenkt. Jetzt knarzen jeden Nachmittag fremde Stimmen aus seinem Kinderzimmer. Maier rennt von der Schule nach Hause und hält das Ohr an den Empfänger, ganz Süddeutschland quillt da heraus. Ein Gerät zum Senden, ein Funkgerät, hat er noch nicht. Er hört zu. Wie einer, der erst noch sprechen lernen muss. Mit einem alten Empfänger fängt alles an.

Mit 24 Jahren wird Maier Vater, acht Tage später stirbt seine Frau. Hirntumor. Die Ärzte rechnen nur noch in Monaten. Maier liegt jetzt nachts wach, die Sorgen lassen ihn nicht schlafen. Er steht auf, schaltet den alten Empfänger ein und lauscht der Welt. Er lenkt sich ab. Vielleicht sucht er auch nach einer Antwort.

Jeden Abend sitzt Maier vor dem Funkempfänger. Die Frau liegt im Krankenhaus, der Sohn ist bei den Großeltern. Maier sehnt sich nach der Welt.

Eines Abends platzt ein Notruf aus dem Empfänger, ein Verkehrsunfall in Österreich. Maier ist hellwach, gerät in Panik, er hört die aufgeregten Stimmen, aber Maier hat keinen Sender, er ist stumm. Er kann den Notruf nicht weiterleiten.

Er stürzt aus dem Haus, rast auf dem Fahrrad durch die Stadt. Die Antenne, er erinnert sich an die Funkantenne auf einem Dach. Dort klingelt Maier Sturm. Ein Mann öffnet die Tür, die Augen trüb, ein Blinder, ein blinder Funker, der mit Maier jetzt den rettenden Funkspruch absetzt. Danach schließen sie Freundschaft. Damals denkt sich Maier: Endlich einer, mit dem ich sprechen kann.

1967 macht er die Funklizenz, die man noch heute braucht, um Funkamateure zu

sein. Sein erster Kontakt ist ein Pole, an einem Nachmittag im Jahr 1967. Maiers Finger zittern so sehr, dass er die Botschaft gar nicht mitschreiben kann.

Er funkt jetzt am Morgen mit Japanern, nach der Arbeit mit Neuseeland, und in der Nacht mit Südamerika, wenn er Glück hat auch mit Hawaii. Samstags fährt er zum Garching Weiher, im Norden von München, und hängt eine Antenne in einen Baum. Den Strom zieht er sich aus einem *Starfighter*-Akku.

1973 muss er einmal umziehen in München. Damals sagt er sich: Wohin, ist eigentlich egal, er will nur eine Antenne auf dem Dach. Bei Wochenendausflügen hat er ein Funkgerät dabei. Im Campingurlaub in Italien. Auf Geschäftsreisen auch, er, der Ingenieur. In den einsamen Hotelnächten in Spanien und Frankreich hebt er die tragbare Funkstation aus dem Koffer, baut aus Stäben eine Antenne, hängt sie zum Fenster raus und verbindet einen Draht mit der Wasserleitung, als Gegenpol.

Die großen Erdteile hat er alle, aber mit den kleinen Inseln gibt es noch so herrlich viel zu tun

Die fremden Menschen, die als Morsezeichen zu ihm hereintorkeln, kann Maier nur an seiner Station treffen. Manchmal kommt ein Israeli herein. Manchmal antwortet ein Russe. Maier packt den Moment entweder am Schopf oder verliert das Signal für immer. Es gibt keine Timeline, kein Postfach. Digitale Kommunikation nistet in Speichern, analoge Funkerei lebt im Augenblick.

1990 legt Maier sich einen silbernen Alukoffer zu, in dem sein tragbares Funkgerät liegt. Mit den Jahren werden es immer mehr Koffer, die er überall deponiert. Es werden auch immer mehr Funkkarten, die er in die Welt hinaus-schickt und die aus fernem Winkeln der Welt in seinen Briefkasten fallen.

Heute funkt Eduard Maier seit knapp einem halben Jahrhundert, seit 48 Jahren, und er weiß, dass es schwierig geworden ist: die Jugend, der Nachwuchs. Die Enkel

haben alle Handys, Computer, Skype. „Natürlich“, sagt Maier, im Sinne von: Was soll er dazu sagen? Die Enkel sind nicht beeindruckt, wenn der Opa vor seinen Kästen hockt und piepsend morst. Einerseits ist sein Hobby bereits musealisiert, Morse-Telegrafie ist seit 2014 immaterielles Kulturerbe der Unesco. Andererseits ist die Welt immer noch groß und weit, und Maier kann seine Funkgeräte noch bedienen, auch wenn eine Erkältung ihn ins Bett drückt. Jetzt wirst du Berufsfunkler, haben sie zu ihm gesagt, als er vor zwölf Jahren in Rente ging.

Amateurfunk kommt aus dem Archaikum der weltumspannenden Kommunikation. Schwer zu verstehen für jemanden, der in einer simsenden, twitternden und postenden Welt aufgewachsen ist.

Das erste Funksignal über den Atlantik schaffte es am 12. Dezember 1901, zwischen Poldhu im englischen Cornwall und St. John's auf Neufundland, Kanada. 13 Jahre später, 1914, gründeten US-Amerikaner den ersten Amateur-Radio-Klub, da brach in Europa gerade der Erste Weltkrieg aus. Funker selbst sprechen davon, das erste soziale Netzwerk dieser Welt zu betreiben: Seine Botschaften versendet der Funkamateure ohne Leitung, von überall. Aber es ist auch eine Kommunikation, die wankelmütig ist, in der der Zufall die größte Rolle spielt. Was macht man gegen den Zufall? Man hofft. Es ist die Hoffnung auf Kommunikation, die Amateurfunken an ihrem Hobby festhalten lässt.

Wenn Maier morgens aufsteht, geht er ins ehemalige Kinderzimmer, das jetzt seine Funkerbude ist. In einem Kinderzimmer hatte es vor 60 Jahren begonnen. In einem Kinderzimmer sitzt er heute immer noch. Als Erstes dreht Maier das Kurzwellenband. Wenn er ein Signal reinkriegt, arbeitet er an ein paar Verbindungen. Maier sagt wirklich: arbeiten. Es ist die Arbeit an der Kommunikation, nicht deren Überfluss, die ihn sich lebendig fühlen lässt.

Um neun Uhr fährt Maier in seinen Schrebergarten. Eigentlich hat er zu Hause 15 Funkgeräte und drei Antennen. Aber Funken im Freien ist etwas anderes, störsärmer, reiner. Manchmal hört er

beim Unkrautjäten den Engländern zu, manchmal einem Rumänen aus dem Donau-Delta am Schwarzen Meer. „Tagsüber geht immer was, vor allem in Europa“, sagt Maier. Spät am Nachmittag taucht Neuseeland auf. Maier hat viele Geräte gesammelt, viel wurde ihm auch geschenkt oder überlassen von den Frauen toter Funker. Wenn ihm langweilig wird, fängt er mit dem Basteln an, irgendein Gerät hat immer was.

„Die großen Erdteile hab ich natürlich alle“, sagt Maier. Aber die ganz kleinen Inseln, da gibt es noch so herrlich viel zu tun. Funken ist keine Weltflucht, Maier sucht ja den Kontakt. Er ist nur wählerisch und betreibt einen unglaublichen Aufwand. Gerade zieht es ihn nach Samoa, Palmyra Island, Eritrea, Palästina, Navassa Island, Surinam, Trinidad, Tuvalu, Kiribati, Banaba, Brunei.

Kommt eine Verbindung zustande, werden Informationen ausgetauscht. Die Informationen handeln eigentlich immer vom Funken selbst. Das Funkgespräch ist selbstreferenziell. Man teilt mit, welche Leistung nötig war, um von München-Trudering bis Tuvalu zu kommen, dann gibt man noch das Wetter durch, den Namen, das international eindeutige Kennzeichen und Goodbye. Die Kommunikationswissenschaft nennt das: Kommunikation um der Kommunikation willen. Menschen machen das ständig, beim Amateurfunk sieht man es in Reinform.

Er hatte einen Freund, die Funkerei war sein Leben. Dann nahm man ihm die Antenne weg

Es ist Nachmittag. Der Zwetschgenbaum im Schrebergarten wirft lange Schatten. Die Hollywooodschaukel quietscht im leichten Wind. Eduard Maier dreht am Frequenzknopf: Knöpfe, die man noch drehen kann, Tasten, die man noch spürt. Maier morst ein letztes Mal: CQ, CQ, ich suche dich.

Zur Ironie seines Lebens gehört, dass die, die ihn verstehen, irgendwo da draußen in der Welt verstreut leben, nicht hier bei Maier. Die weite Welt ist zwar voller Freunde, mit denen er „gepflegte Kommunikation macht“, sagt er, „gepflegt wie mit einem Bekannten vis-à-vis“. Aber mit den Menschen, die viel näher bei ihm leben, klappt es weniger mit der gepflegten Kommunikation.

Die einen denken, er mache etwas Verbotenes: Strahlen. Die anderen stehen gleich vor der Tür und sagen: Herr Maier, mein Bügeleisen ist kaputt, waren Sie das? Es gab mal einen Nachbarn, der sagte zu ihm: Herr Maier, Sie brauchen keine Angst zu haben, ich gehe nicht zur Polizei.

Manchmal, wenn er von seiner Wohnung in den Schrebergarten fährt oder zurück, springt sein Blick noch auf die Dächer. Aber da ist nichts mehr. Keine Antenne, nur noch Handymasten. „Es gibt heute Städte, in denen ist das gar nicht mehr erlaubt“, sagt Maier. Er hatte mal einen Freund, die Funkerei war sein Leben, aber irgendwann riefen die Nachbarn die Hausverwaltung an, und kurz darauf war die Antenne weg, verboten, sie haben sie ihm abgebaut. Was macht er jetzt? „Er ist gestorben“, sagt Eduard Maier.

Plötzlich platzt ein Fiepen aus den Lautsprechern. Eduard Maier schaut auf. Nimmt den Bleistift. Dah-dit-dah-dit dah-dah-dit-dah. Es fiept, als ob gleich ein Küken schlüpft. Maier fängt an zu schreiben. Sein Bleistift kratzt über das Papier. Er sagt: „Ein Schotte, Rufkennzeichen GM3NSQ, aus Dundee.“

„Er hört mich laut und deutlich“, murmelte Maier. „Sein Name: Tom. Fabelhaftes Wetter in Dundee, 15 Grad.“ Dann kullert die Schlussmelodie jeder Funkverbindung aus den Lautsprechern: Di-di-di-da-di-da. Maier legt den Bleistift auf den Tisch, Tagwerk erfüllt.

Hadert er mit dem Lauf der Technik, der ja immer auch der Lauf der Welt ist? „Nein“, sagt Maier. „Diese Computer-Techniken, das ist für mich nicht die Funkerei, die ich mir vorstelle.“ Eine Unterhaltung zwischen zwei Maschinen, mehr nicht. Es ist ihm auch zu einfach, nicht kompliziert genug, und nicht geheimnisvoll.

Wer in einer Welt auf Dauerverbindung immer noch morst, will es natürlich auch schwer haben. Die Kommunikationsgeschichte der letzten 100 Jahre hat ja längst alles ausgemerzt, was wankelmütig war. Perfektioniert, präzise, verlässlich, so läuft Kommunikation heute ab. Funken wissen, dass es leichter geht, und machen trotzdem weiter. Man kann darin Trotz sehen. Oder eine Form von Luxus, wie es der Philosoph Lambert Wiesing sagt. Es gibt keinen Grund, man tut es trotzdem. Lustvolles Anfunken gegen die Welt der Effizienz.

Vor zwei Jahren ist Martin aus Florida gestorben, hinter dem Rufkennzeichen AF4ID steht jetzt SK, silent key. Manchmal befällt Maier deswegen noch eine Unruhe. Er entschuldigt sich dann am Abend für ein paar Minuten, aber seine heutige Frau weiß schon lange, dass es wieder länger dauern wird. Maier holt dann Martins Geräte aus dem Schrank und beginnt zu morse. Er jagt ein kurzes Signal in den Äther, das irgendwo da oben, an der Ionosphäre abprallen wird, um in Mexiko niederzugesinken, in Alaska oder auf Hawaii. Vielleicht hofft Maier auch auf Florida.

Wenn er Glück hat, wird wenig später ein warmes Fiepen aus den Lautsprechern sickern, in einer nachstummen Wohnung in München-Neuperlach. Gefallen aus dem Äther. Losgeschickt vom anderen Ende der Welt.